

**Zeitschrift:** Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde  
**Herausgeber:** Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel  
**Band:** 103 (2003)

**Artikel:** "Gebt kund von eurem Volkstum, vom Schatz eurer Religion, eurer Überlieferung!" : zur Sammlungs- und Museumsgeschichte des Jüdischen Museums der Schweiz in Basel  
**Autor:** Brunnschweiler Spoendlin, Heidi  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-118470>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 13.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# «Gebt kund von eurem Volkstum, vom Schatz eurer Religion, eurer Überlieferung!»

## Zur Sammlungs- und Museumsgeschichte des Jüdischen Museums der Schweiz in Basel<sup>1</sup>

von

Heidi Brunnschweiler Spoendlin

In den letzten fünfzehn Jahren sind in zahlreichen europäischen Städten jüdische Museen entstanden. Für viele wurden beeindruckende Gebäude erstellt und innovative museologische Konzepte entwickelt, so beispielsweise in Wien, Toledo, Bologna oder Berlin. Das Interesse an jüdischer Kultur und Geschichte hat seit Mitte der 1980er Jahre in ganz Europa stark zugenommen und steht ganz im Gegensatz zum Verschweigen und Verdrängen der Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung während der Nazi-Herrschaft in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg<sup>2</sup>.

Die politische Bedeutung dieser neuerlichen Hinwendung zum einstigen jüdischen Leben und zur Verfolgungsgeschichte lässt sich z.B. an der Resolution des Europaparlaments von 1987 ablesen, welche die Leistungen anerkennt «that Jews and the tradition of Judaism have made to the historical development of Europe in the cultural and other fields.»<sup>3</sup> Im Januar 2000 trafen sich in Stockholm Vertreter aus sechsundvierzig Staaten zum ersten internationalen Holocaust-Forum. An diesem Treffen anerkannten die Beteiligten die Vertreibung und Vernichtung der europäischen Juden während des Zweiten Weltkriegs erstmals offiziell als Teil ihrer Nationalgeschichte.

<sup>1</sup> Kurzfassung der Masterarbeit, die im Rahmen des Nachdiplomstudiums Museologie an der Universität Basel, Kurs IV 2002, geschrieben wurde.

<sup>2</sup> «More than half a century after the Holocaust, an apparent longing for lost Jews – or for what Jews are seen to represent – is also evident. (...) From Milan to Munich, from Krakow to Cluj and well beyond, Jewish exhibitions, festivals, and workshops of all types abound, as do conferences and academic study programs on all aspects of Jewish history, culture, and tradition. (...) And new Jewish museums are being opened often in towns where no Jews have lived for decades, often with government support, and often in synagogues newly restored after lying forgotten since the end of World War II. Jews and Things Jewish, meanwhile, are popular attractions, even a category of commercial merchandise.» Ruth Ellen Gruber, *Virtually Jewish. Reinventing Jewish Culture in Europe*. Berkeley, Los Angeles, London 2002, S. 5/6.

<sup>3</sup> Ebd., S. 5.

Die Distanz zu den Ereignissen in den Jahren 1933–1945 und das wachsende Bewusstsein, sich der Geschichte des Zweiten Weltkrieges stellen zu müssen, führte vor allem in Deutschland zu einer intensiven Beschäftigung mit jüdischen Themen. Nach dem 50. Jahrestag der Novemberpogrome von 1938 flossen grosse Summen staatlicher Gelder in den Wiederaufbau zerstörter Synagogen und in die Gründung jüdischer Museen. Viele dieser Bemühungen tragen in sich ein Paradox: Mehrheitlich nicht-jüdische Menschen kümmern sich an den Orten, wo die jüdischen Gemeinden im Zweiten Weltkrieg von (anderen) Nicht-Juden zerstört wurden, hingebungsvoll um verlorenes oder beschädigtes jüdisches Kulturgut. Darin kommen – bewusst oder unbewusst – die Hoffnung und das Verlangen zum Ausdruck, sich von der schweren Last der Vergangenheit – nämlich für die Tötung der europäischen Juden und die Zerstörung ihrer Kultur verantwortlich zu sein – ein Stück weit befreien zu können. Museen scheinen sich besonders zu eignen, die Schuldgefühle der Kinder der Täter zu mildern oder zu transformieren. Sabine Offe beschreibt dies folgendermassen:

«Das Narrativ der ritualisierten Stille, der behutsamen Annäherung und der Aufmerksamkeit für Dinge und Gebäude in einem heutigen Synagogen-Museum wird lesbar als Gegenbild und zugleich Erinnerung an die johlende Schändung von Synagogen während des Novemberpogroms, als Versuch einer Restitution von Zivilität und Anerkennung, die ihren Eigentümern schon am Ort der Museen verweigert worden war. Im Medium der Rituale im Museum wird das Modell einer prekären tabugeschützten Zivilisierung entworfen. Sie ermöglichen dem Besucher, als Nachkommen der Tätergeneration zu signalisieren, dass er als moralisch verantwortlicher Mensch anerkannt zu werden wünscht, der die moralischen Normen kennt, für gültig erachtet und zu befolgen strebt.»<sup>4</sup>

In diesen Museen geht es nicht primär um die Kenntnis jüdischer Kultur, sondern um eine Neuschreibung individueller und kollektiver Geschichte. Nicht nur jüdische Museen in Deutschland haben eine solche Funktion. Das Musée d'Art et d'Histoire du Judaïsme in Paris sowie auch die jüdischen Museen in Bologna oder Toledo sind nationalstaatliche Projekte im Zusammenhang mit der lang hinausgeschobenen Aufarbeitung der Geschichte. Es besteht dadurch die

<sup>4</sup> Sabine Offe, *Ausstellungen, Einstellungen, Entstellungen. Jüdische Museen in Deutschland und Österreich*. Berlin, Wien 2000, S. 308f.

Gefahr, dass die Bemühungen um die Opfer lediglich die Funktion haben, die Täter oder deren Nachkommen vom Trauma der Geschichte zu entlasten<sup>5</sup>. Deshalb erstaunt es nicht, dass vor allem jüdische Kreise der nicht-jüdischen Hinwendung zum Jüdischen skeptisch gegenüberstehen. Sich als jüdische Organisation diese Aufmerksamkeit zunutze zu machen, kann ein zweiseitiges Schwert sein. Inwieweit kann man die eigenen Anliegen vermitteln und inwieweit wird man lediglich in die Geschichtsaufarbeitungsprozesse eingespannt?

Auch in der Schweiz ist seit einigen Jahren ein verstärktes Interesse an Jüdischem zu beobachten. Verantwortlich dafür dürften die Untersuchungen zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg sein, die auf Druck von aussen in Gang gekommen sind<sup>6</sup>. Seit 1995 besteht an der ETH in Zürich die «Dokumentationsstelle Jüdische Zeitgeschichte»<sup>7</sup> als Abteilung des «Archivs für Zeitgeschichte» und 1998 wurde an der Universität Basel – auf private Initiative hin – die Erforschung jüdischer Geschichte und Kultur mit der Gründung des «Instituts für jüdische Studien» universitär verankert.

Die Aufmerksamkeit, die gegenwärtig jüdischen Themen zuteil wird, hat mich auf das einzige jüdische Museum der Schweiz in Basel aufmerksam werden lassen. Im Folgenden wird die Entstehung und die Geschichte dieses Museums nachgezeichnet und wo es möglich ist, zeitgeschichtlich wie museologisch reflektiert.

Das Jüdische Museum der Schweiz besteht seit 1966. Es unterscheidet sich in mancher Hinsicht von den ausländischen jüdischen Museen. Seine Entstehung geht auf die Initiative jüdischer Persönlichkeiten zurück. Im Kern wurde die Sammlung von Eduard Hoffmann-Krayer<sup>8</sup> zwischen 1909 und 1933 für die Abteilung «Europa» am Völkerkunde Museum in Basel angelegt. Das Jüdische Museum hat deshalb einen materiellen wie ideellen Bezug zu den Sammlun-

<sup>5</sup> Ebd., S. 312.

<sup>6</sup> Siehe: Veröffentlichungen der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz-Zweiter Weltkrieg, Zürich 2001/2002.

<sup>7</sup> Die «Dokumentationsstelle Jüdischer Zeitgeschichte» wird zu einem Grossteil durch Mittel privater Stiftungen finanziert.

Siehe [http://www.afz.ethz.ch/afz/doku\\_juedisch.html](http://www.afz.ethz.ch/afz/doku_juedisch.html).

<sup>8</sup> Zur ersten Judaica Sammlung in Basel vgl. Florence Guggenheim-Grünberg, Eduard Hoffmann-Krayer und die jüdische Volkskunde. Archiv für Volkskunde, Basel 1964. Über das Jüdische Museum der Schweiz sind folgende Beiträge publiziert: Ludwig Kahn, Das Jüdische Museum der Schweiz in Basel. Seine Geschichte. Jüdischer Taschenkalender 1967/1968; Nadia Guth Biasini, The Jewish Museum of Switzerland in Basel, in: Musei ebraici in Europa; Orientamenti e Prospettive, Milano 1998, S. 125–128.

gen jüdischer Kultobjekte, die um 1900 in der Folge der Emanzipation<sup>9</sup> in vielen Städten Europas entstanden sind.

Zudem ist die gesellschaftspolitische Einbettung des Jüdischen Museums der Schweiz jener der jüdischen Museen im Ausland verschieden. In Deutschland und Österreich sind in der Reichspogromnacht von 9. November 1938 fast alle Synagogen zerstört, die jüdischen Museen geplündert und die Kultobjekte geschändet worden. Der politische und mentale Druck, sich der nationalen Geschichte während der Jahre 1933 – 1945 zu stellen, ist deshalb nie so gross gewesen wie etwa in Deutschland. Die nationale Aufarbeitungsbemühungen haben in der Schweiz zu keinen musealen Neueinrichtungen geführt, die eine intensive Auseinandersetzung mit der jüngeren nationalen Geschichte ermöglichten. Die jüdische Bevölkerung der Eidgenossenschaft und ihre Kulturgüter haben den Zweiten Weltkrieg weitgehend unbeschadet überstanden.

### 1. Die ersten Sammlungen jüdischer Kultobjekte um 1900

Während Päpste und Fürsten bereits im Mittelalter christliche Kunst zusammentrugen, sind Sammlungen jüdischer Kultobjekte erst aus viel späterer Zeit bekannt. Als einer der Ersten bewahrte der Hofjude Alexander David in Braunschweig *Judaica*<sup>10</sup> im 18. Jahrhundert auf<sup>11</sup>. Bedeutende Sammlungen jüdischer Kultobjekte entstanden erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert.

Die politische Emanzipation<sup>12</sup> der jüdischen Bevölkerung in den verschiedenen Nationalstaaten war die Voraussetzung und die trei-

<sup>9</sup> Unter Emanzipation versteht man die politische und rechtliche Gleichstellung, die der jüdischen Bevölkerung seit Ende des 18. und im 19. Jahrhundert in Europa von den verschiedenen Nationalstaaten zu unterschiedlichem Zeitpunkt gewährt wurde.

<sup>10</sup> Im Lexikon des Judentums, Gütersloh 1967, S. 346 findet sich folgender Eintrag: «*Judaica*, bibliotheks- u. museumsmässige Bez. für alle von Juden herrührende oder auf Juden u. Judentum sich beziehende Druck- u. Kunstwerke, auch alte Ritualien u. sonstige Objekte sammlerischer Tätigkeit».

<sup>11</sup> Richard Cohen, *Self-Exposure, Self-Image, and Memory*, in: *Jewish Icons. Art and Society in Modern Europe*. Berkeley, Los Angeles and London. 1998, S. 190.

<sup>12</sup> Mit der politischen Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung in den europäischen Nationalstaaten, die sich im Laufe des 19. Jahrhundert vollzog, wurden Menschen jüdischen Glaubens erstmals die gleichen Rechte zuteil wie den übrigen Bürgern. In England erlaubte der *Toleration Act* den Untertanen bereits 1689 die Glaubens- und Gewissensfreiheit, was zur Gleichberechtigung im zivilen Bereich führte. Während die Vereinigten Staaten von Amerika die Glaubens-

bende Kraft hinter dieser ersten musealen Blütezeit jüdischer Kultur. Die rechtliche Gleichstellung ermöglichte der jüdischen Bevölkerung, ihre Ghettos zu verlassen und sich der Umgebung anzupassen<sup>13</sup>. Ein Teil der Jüdinnen und Juden gab in der Folge die strenge religiöse Praxis auf, weshalb die funktionslos gewordenen Kultgegenstände zu Museums- oder Forschungsobjekten werden konnten. Um das bedrohte jüdische Kulturgut zu retten und es für die Kulturtradierung zu sichern, legten jüdische Persönlichkeiten museale Sammlungen an. Gegen Ende des 19. Jahrhundert waren Museen im Allgemeinen die Medien, um historisches Bewusstsein zu verbreiten. D.h. man setzte sie z. B. von staatlicher Seite dazu ein, den Bürgern Kenntnisse über die eigene Nationalgeschichte zu vermitteln, um damit die nationale Identität zu festigen. Dieser Impuls wurde auch von jüdischen Kreisen in den Zentren Europas aufgenommen. Nach ihrer Absicht sollten Judaica-Sammlungen säkularisierten Juden die Möglichkeit bieten, sich wissenschaftlich-rational mit der eigenen Tradition und ihrer jüdischen Identität auseinander zu setzen. Die Sammlungen erfüllten diesen Zweck vor allem in der jüdischen Oberschicht, war diese doch darauf bedacht, sich statt des jüdischen ein weltliches, dem Bildungsbürgertum angepasstes Image zuzulegen<sup>14</sup>. Die Sammlungen jüdischer Kultobjekte, die in der zweiten Hälfte des 19. Jh. entstanden, waren zudem Ausdruck des erstarkten Selbstbewusstseins führender jüdischer Persönlichkeiten. Man war stolz auf die eigenen kulturellen Leistungen und wollte sie entspre-

und Gewissensfreiheit und die Gleichberechtigung aller Menschen (ausser der Indianer) bereits in ihrer Gründungsverfassung von 1787 festhielten, gewährte Frankreich in der Verfassung von 1791 den Juden gesetzliche Gleichberechtigung und Religionsfreiheit. Preussen erlaubte seiner Bevölkerung 1794 ihre Religion frei zu wählen und hob die bürgerliche Zurückstellung der Juden 1812 auf. Dies führte zu gleichen Zugeständnissen in anderen deutschen Staaten in den Jahren 1808 bis 1833. Die Niederlande mit Einschluss von Belgien gewährten den Juden 1814 zeitgleich mit den skandinavischen Staaten politische Gleichheit. In der Schweiz wurden die Juden relativ spät und erst auf Druck von Frankreich politisch und rechtlich gleichgestellt. Als 1865 Frankreich mit der Schweiz einen Handelsvertrag abschliessen wollte, machte die französische Regierung die Gleichstellung der französischen Juden in der Schweiz zur Bedingung. Das Schweizer Volk gestand 1866 an der Urne den Juden rechtliche Gleichstellung und Niederlassungsfreiheit zu. Erst in der revidierten Bundesverfassung von 1874 wurde auch die Religionsfreiheit verankert.

<sup>13</sup> Diesen Prozess bezeichnete man früher als *Assimilation* und heute als *Akkulturation*.

<sup>14</sup> Hanna Rhein, *Jüdische Museen und Identität. Deutschland/Erinnerung – Die Orte der Erinnerung und ihre Wirkung. Jüdische Rundschau Maccabi*. 18.11.1999.

chend der christlichen Umgebung im öffentlichen Raum zeigen. Die Musealisierung wertete die bisher als minderwertig betrachteten Ritualgegenständen zu Kulturträgern auf. Das Sammeln erlangte Prestigecharakter und zunehmend interessierte sich auch eine nicht-jüdische Öffentlichkeit für die jüdischen Gegenstände.

Dennoch war es ein kleiner Kreis von mehrheitlich jüdischen Persönlichkeiten, der sich zu jener Zeit aktiv für das Sammeln, Ausstellen und Erforschen von jüdischen Kultobjekten einsetzte. Zu diesen zählten Isaac Strauss in Paris, Max Grunwald in Hamburg und Wien, Heinrich Frauberger in Düsseldorf und Frankfurt, Karl Schwarz in Berlin und An-Sky in St. Petersburg. In Basel engagierte sich Eduard Hoffmann-Krayer für die erste Schweizer Sammlung jüdischer Kultobjekte. Jeder dieser Sammler interessierte sich für eine andere Eigenschaft der Kultobjekte. Für Isaac Strauss in Paris war die Ästhetik der Objekte wichtig. Im Londoner South Kensington Museum (heute Victoria & Albert Museum) stand hingegen die kunsthandwerkliche Bedeutung im Vordergrund. Max Grunwald und An-Sky sammelten aus volkskundlichem Interesse. Um eine kunstgeschichtliche Typologie bemühte sich Heinrich Frauberger.

### *Pariser Weltausstellung von 1878*

Die Präsentation der Sammlung von Isaac Strauss<sup>15</sup> an der Pariser Weltausstellung von 1878 in den Räumen des neu errichteten Trocadéro gilt als die erste öffentliche Ausstellung jüdischer Kultobjekte. Sie war insofern ein Meilenstein in der Geschichte der jüdischen Museologie als Gegenstände des jüdischen Ritus erstmals unter ästhetischen Kriterien präsentiert wurden und die religiöse Bedeutung in den Hintergrund trat.

Die Pariser Ausstellung räumte mit dem alten Vorurteil auf, Juden seien unfähig, Kunst zu schaffen. Der Verfasser des Begleittextes, der jüdische Journalist Georges Stenne, achtete darauf, dass er den ästhetischen Wert kunstwissenschaftlich beschrieb und historisch mit christlicher Kunst verglich. Die besonders kunstvolle Oberflächen-gestaltung der Objekte hob er im Katalog ebenfalls hervor. Die Ausstellung verlieh dem Judentum eine neue soziale Identität. Sie wurde als ästhetische Leistungsschau auch von der nicht-jüdischen Öffentlichkeit wahrgenommen:

<sup>15</sup> Isaac Strauss war Kapellmeister am Hofe Napoléon III.

«Die Strauss-Ausstellung bewies, dass jüdische Kultgegenstände als Waren der Kulturwelt bestehen konnten und dass die Juden in der Lage waren, sich an der Kulturindustrie der Jahrhundertwende zu beteiligen, in der der Nachweis einer nationalen Kunstgeschichte zum absolut notwendigen «Stammbaum» gehörte. Die Aufnahme der Sammlung Strauss ins Musée de Cluny 1889 (in ein Museum, das christliche Kultgegenstände von hoher ästhetischer Qualität sammelte) stellte daher für die westeuropäischen Juden sowohl eine Anerkennung der politischen und zeitlichen Angemessenheit von Stennes Essay als auch eine Betonung der Bedeutung der jüdischen Kunst dar.»<sup>16</sup>

*South Kensington Museum heute Victoria & Albert Museum  
(V&A), London*

Das South Kensington Museum, das erste Kunstgewerbemuseum der Welt, kaufte bereits 1855 jüdische Artefakte an. Es spielte in der Folge eine wichtige Rolle bei der Entstehung der jüdischen Kunstgeschichte als eigener Disziplin. Seitdem den Juden die Gewerbeberufe offen standen, trugen jüdische Familien wesentlich dazu bei, dass sich englisches Design entwickeln konnte. Als 1835 die School of Design gegründet wurde, aus der später das South Kensington Kunstgewerbemuseum hervorging, fanden Gegenstände aus jüdischen Manufakturen Eingang in die Studiensammlung. Das Museum erwarb fortan jüdische Artefakte, weil sie schön gestaltet oder interessant ornamentiert waren<sup>17</sup>.

*«Anglo-Jewish Historical Exhibition» 1887*

Jüdische Kultgegenstände waren in England erstmals 1887 in grosser Anzahl zu sehen. Die «Anglo-Jewish Historical Exhibition» wurde von jüdischen Engländern organisiert und in der Royal Albert Hall, im South Kensington Museum und an zwei weiteren Orten in London gezeigt. Die Absicht der Kuratoren war eine zweifache: Die Ausstellung sollte sowohl das Interesse einer breiten

<sup>16</sup> Jeffrey David Feldmann, Die Welt in der Vitrine. Die soziale Konstruktion jüdischer Museumsexponate. Wiener Jahrbuch für Jüdische Geschichte, Kultur & Museumswesen. Jüdische Kultur in Museen und Ausstellungen bis 1938. Jüdisches Museum der Stadt Wien (Hg.), Bd 1 1994/1995, Wien 1994, S. 45.

<sup>17</sup> Michael E. Keen, Jewish Ritual Art in the Victoria & Albert Museum, London 1991, S. 8.



Öffentlichkeit für jüdische Kunst wecken als auch das jüdische Selbstbewusstsein heben<sup>18</sup>. 2945 Objekte aus in- und ausländischen Sammlungen und Synagogen kamen zusammen und ermöglichten eine sinnvolle Analyse der Stile und der regionalen Besonderheiten. Die Ausstellung war für die Entwicklung der Disziplin «jüdische Kunstgeschichte» deshalb wichtig, weil sie erstmals eine Klassifizierung und Kodifizierung jüdischer Gegenstände zuließ. Die Ausstellungsmacher achteten auf schöne und elegante Wirkung der Objekte. Dem Judentum sollte dadurch jegliche Fremdheit genommen werden: «The exhibition is of an educational character. It is calculated to remove something of the mystery which somehow seems in the mind of the outside world to environ all that is Jewish.»<sup>19</sup> Das hatte eine klärende Wirkung auf nicht-jüdische Besucher. Den jüdischen Besuchern wurde erstmals bewusst, dass jüdische Objekte einen kunstwissenschaftlichen Wert hatten. Die durchschlagende Wirkung der Ausstellung, die zeitlich mit dem wachsenden Nationalbewusstsein und dem Aufkommen des Zionismus bei mittel- und osteuropäischen Juden zusammenfiel, erzeugte eine bemerkenswerte Veränderung des jüdischen Selbstgefühls. Für den bekannten Ethnographen Jacobs war die Ausstellung eine Bestätigung dafür, dass Juden nicht nur Theologen, sondern auch Menschen waren<sup>20</sup>.

### *An-Sky in St. Petersburg*

Die jüdischen Museen Osteuropas entwickelten sich aus dem zunehmenden Interesse an der Kultur der Shtetl<sup>21</sup>. Die «Jüdische Historische und Ethnographische Gesellschaft» wurde 1908 in St. Petersburg gegründet und vom jüdischen Dramatiker und Volkskundler Salomon Zanvil Rapaport, als An-Sky bekannt, geleitet. Er veranstaltete verschiedene ethnographische Feldforschungen in Podolien, Wolhynien, der Ukraine, Ostgalizien und Lemberg. Seine Sammlung wurde im 1916 gegründeten jüdischen Museum in St. Petersburg und später im Lemberger Museum für jüdische Kunst gezeigt. Ziel An-Skys war es, eine jüdisch-nationalistische Renaissance der Künste einzuleiten. Die Objekte sollten jungen jüdischen

<sup>18</sup> Ebd., S. 74.

<sup>19</sup> Michael E. Keen, in: *Jewish Chronicle* 1987: 9, S. S. 216.

<sup>20</sup> Ebd., S. 215.

<sup>21</sup> Shtetl = jiddisches Wort für Kleinstadt; steht für Orte in Osteuropa, wo Menschen einst nach jüdischer Tradition lebten.

Künstlern typische jüdische Formen zeigen. Der Einfluss der Sammlung von An-Sky lässt sich stilistisch in zahlreichen Kunstwerken und kunstgewerblichen Arbeiten jüdischer Meister seiner Zeit nachweisen.

### *Max Grunwald in Hamburg und Wien*

Die 1894 gegründete «Gesellschaft für Sammlung und Conservierung von Kunst- und historischen Denkmälern des Judentums» in Wien und die «Gesellschaft für jüdische Volkskunde», die 1898 in Hamburg entstand, dienten dem Zweck, nicht nur die jüdische Ortsgeschichte der jeweiligen Städte zu erforschen, sondern die jüdische Kultur im Allgemeinen. Die Judaica-Sammlungen in Wien und Hamburg wurden nach ethnologisch-kulturgeschichtlichen Kriterien aufgebaut. In beiden Städten machte sich der Rabbiner Dr. Max Grunwald um die Sammlungen verdient.

Zunächst veröffentlichte Grunwald 1896 in Hamburg zusammen mit Gustav Tuch und Moses Deutschländer einen Aufruf zum Sammeln von «Volksüberlieferungen und Kunsterzeugnissen für eine Kulturgeschichte der Juden.»<sup>22</sup> Die positive Reaktion auf diesen Aufruf führte zur Gründung der «Gesellschaft für jüdische Volkskunde», dem Publikationsorgan «Mitteilungen für jüdische Volkskunde» und der Judaica-Sammlung in Hamburg. Die wichtigsten Sammlungsbestände waren zwischen 1900 und 1904 in einer Vitrine zum jüdischen Ritus in der Sammlung «Hamburgischer Altertümer» im Johanneum – also in einem staatlichen Museum – ausgestellt und wurden 1913 ins neuerbaute Hamburgische «Museum für Völkerkunde» überführt. Dort konnten sie bis zum Herbst 1935 in der Vitrine zur jüdischen Volkskunde in der Abteilung Europa besichtigt werden. Von den 400 Objekten der Sammlung haben nur neun den Krieg überstanden.

### *2. Jüdische Volkskunde in Basel*

Die Faktoren, die überall in Europa um 1900 zu Sammlungen jüdischer Kultgegenstände führten, waren auch in der Schweiz ver-

<sup>22</sup> Ulrich Bauche (Hg.), Vierhundert Jahre Juden in Hamburg. Eine Ausstellung des Museums für Hamburgische Geschichte vom 8. November 1991 bis 29. März 1992, Hamburg 1991, S. 331.

antwortlich für das Interesse an Judaica. In Basel entstand die erste öffentliche Sammlung jüdischer Kultobjekte zwischen 1909 und 1933. Sie gehörte dem «Museum für Völkerkunde» und war ab 1917<sup>23</sup> in zwei Vitrinen in der Abteilung «Europa» auch ausgestellt.

Die Emanzipation in der Schweiz ermöglichte der jüdischen Bevölkerung erst nach 1866 allmählich ihre Anliegen vermehrt an die Öffentlichkeit zu tragen. Das wachsende kulturelle Selbstbewusstsein der jüdischen Schweizer zeigte sich unter anderem darin, dass jüdische Persönlichkeiten wie Oskar Wyler und Emile Dreyfus-Brodsky bereits 1894 vom Landesmuseum in Zürich verlangten, eine jüdische Abteilung einzurichten. Sie betrachteten das jüdische Kulturerbe als Bestandteil des schweizerischen und wollten es auch als solches gewertet haben. 1909 und 1911 trat eine Kommission des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG) abermals für dieses Anliegen ein:

«An der Delegiertenversammlung des SIG 1912 referierte Jules Dreyfus-Brodsky, der Präsident der Israelitischen Gemeinde Basel, über diesen Gegenstand namens des Centralkomitees: «Das zerstreute Material gilt es zu sammeln und ein Werk zu schaffen, das uns und unseren Kindern die Erkenntnis der Vergangenheit und damit zugleich ein richtiges Verständnis der Gegenwart und eine Direktive für die Zukunft gibt.»<sup>24</sup>

Aus dem Plädoyer von Jules Dreyfus-Brodsky geht hervor, dass die Initianten einer jüdischen Abteilung am Landesmuseum ähnliche Anliegen hatten wie die Judaica-Sammler im Ausland. Bis zur Emanzipation durften die Juden in der Schweiz ausschliesslich in den aargauischen Dörfern Endingen und Lengnau wohnen. Nach 1866 zogen viele in die nahegelegenen Städte. Bedingt durch die urbane Umgebung und den sozialen Aufstieg kaufte man sich neue, der städtischen Mode angepasste Kultobjekte oder gab den Glauben auf. Eine museale Sammlung sollte die zurückgelassenen, vom einstigen Leben in den Judendörfern zeugenden Ritualgegenstände erhalten, deren Erforschung ermöglichen und das geschichtliche und kulturelle Bewusstsein der emanzipierten jüdischen Bevölkerung in der Schweiz stärken.

<sup>23</sup> Das Museum für Völkerkunde wurde 1917 eröffnet. Eduard Hoffmann-Krayer war der Leiter der Abteilung Europa. Die Mittel, die das Museum für Ankäufe zur Verfügung stellte, waren bescheiden: «Es war gute alte Baslerart, in solchen Ehrenämtern nicht nur keinen Lohn zu beziehen, sondern bei Erwerbungen eigene, oft grosse Beiträge zu leisten.» Nachruf von Fritz Speiser. Nachlass E. Hoffmann-Krayer, Institut für Schweiz. Volkskunde, Basel.

<sup>24</sup> Kahn (wie Anm. 8), S. 6/7.



*Abb. 1. Besaminbüchse aus Lengnau, 17./18. Jh. JMS 58*

Den Initianten wurde vom Direktor des Landesmuseums geraten, zunächst eine Sammlung anzulegen, die sie später dem Landesmuseum schenken sollten<sup>25</sup>. Es kam indes weder zur Sammlung noch zur jüdischen Abteilung am Landesmuseum. Allerdings hatte zu diesem Zeitpunkt, wie gesehen, bereits ein anderer begonnen, Judaica für ein Museum zu sammeln. In Basel bemühte sich der Volkskundeprofessor Eduard Hoffmann-Krayer<sup>26</sup> nach 1909 nicht nur um den Aufbau einer solchen Sammlung, sondern rief 1917 nach dem Vorbild der Hamburger «Gesellschaft für jüdische Volkskunde» die «Kommission für jüdische Volkskunde»<sup>27</sup> in Basel ins Leben, mit dem Ziel, Aspekte der jüdischen Kultur zu erforschen.

Hoffmann-Krayer stammte aus einer bekannten Basler Kaufmannsfamilie. Er war wie Heinrich Frauberger in Düsseldorf Nicht-Jude, jedoch mit jüdischen Baslern bekannt. Sein Interesse an jüdischer Volkskunde ist so wohl aus diesen freundschaftlichen Beziehungen als auch durch seinen Beruf entstanden, ist er doch der Begründer der «Schweizerischen Volkskunde». Neben Hoffmann-Krayer, als Präsident, und Hanns Bächtold, als Sekretär gehörten der Basler «Kommission für jüdische Volkskunde» fünf jüdische Herren an: Franz Arnstein, Dr. jur. Werner Bloch, Jules Dreyfus-Brodsky, Bankier und Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG), und Jacques Marx (alle aus Basel) sowie Dr. jur. Hermann Guggenheim, erster Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes, aus Zürich. Hoffmann-Krayer hatte bereits bei der Gründungsversammlung klare Vorstellungen vom Zweck der Kommission. Im Sitzungsprotokoll heisst es:

«Er (E.H-K) weist zunächst darauf hin, wie in wissenschaftlichen und kulturhistorisch-verständnisvollen Kreisen ein steigendes Interesse an der Kultur des Judentums sich bemerkbar gemacht hat, (...). Ja, eigene Vereine sind zu diesem Zweck entstanden, wie die im Jahre 1896 gegründete Gesellschaft für jüdische Volkskunde in Hamburg mit einem besonderen Organ, Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde'. (...) Das alles zeigt die Bedeutung der jüdischen Kultur für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, von der sie ebenso gut einen kulturorganischen Teil bildet, wie die Kultur der Engländer, der Russen, der Deutschen

<sup>25</sup> Brief 17. Juli 1911. Archiv JMS.

<sup>26</sup> Zur volkskundlichen Tätigkeit Hoffmann-Krayers gehörte auch seine Arbeit am Museum. In Basel wurde er 1904 in die Kommission des ethonographisch-naturwissenschaftlichen Museums aufgenommen.

<sup>27</sup> Ab 1919 nannte sich die Basler «Kommission für jüdische Volkskunde» gelegentlich auch «Komitee für jüdische Volkskunde». Ich verwende den ursprünglichen Namen in der ganzen Arbeit.

usw. Die Kenntnis und das Verständnis der jüdischen Stammeswesenheit zu pflegen, ist unsere Aufgabe, und mit dem Verständnis ist auch die Annäherung der leider immer noch bestehenden Gegensätze angebahnt, die nur in der Verständnislosigkeit wurzeln. Die Emanzipation hat zwar die rechtliche Scheidemauer gesprengt, aber was hilft die ganze Emanzipation, wenn eine Kluft bleibt? (...) Die äussere Gleichberechtigung ist geschaffen; sie muss aber zu einer inneren werden. Und diese kann nur kommen, wenn die herrschende bornierte Idee, als ob das jüdische Volk ausschliesslich nüchtern-kaufmännische Begabung hätte, der freieren weicht, dass das jüdische Volk ebenso gut Kulturträger ist, wie irgendein anderes Volk. Bisher ist vorwiegend die äussere Geschichte des Judentums Gegenstand des Studiums gewesen. Sie vermag aber die Scheidewand nicht zu fällen; das kann nur die innere Geschichte, die Kulturgeschichte, die Volkskunde. In diesem Sinne wollen wir in stiller ohne marktschreierischer Reklame die jüdische Stammeseigenart in ihren organischen Zusammenhängen erforschen.»<sup>28</sup>

Hoffmann begründete die Notwendigkeit, jüdisches Kulturgut zu sammeln und zu erforschen mit ähnlichen Argumenten wie im Ausland. Mit den Judaica-Sammlungen in Paris, London, Hamburg und Wien wollte man unter anderem den Betrachtern vor Augen führen, dass jüdische Kultgegenstände Kultur- und teilweise sogar Kunstobjekte waren und ihre Schöpfer und Auftraggeber einem Kulturvolk angehörten. Hoffmann war überzeugt, dass erst die Kenntnis der jüdischen religiösen Bräuche und ihrer langen Tradition die antisemitischen Stereotypen zum Verschwinden bringen könnte. Seine Sammlung sollte zeigen, dass die christliche Kultur entwicklungsgeschichtlich auf der jüdischen aufbaute. Er betrachtete es als die zentrale Aufgabe der Volkskunde, für die Gleichwertigkeit der jüdischen Kultur einzutreten.

An der zitierten Rede von Eduard Hoffmann-Krayer fällt auf, dass er die Bekämpfung des Antisemitismus als dringlichstes Ziel der Basler «Kommission für jüdische Volkskunde» betrachtete. Es ist sehr wahrscheinlich, dass er bei seinen Äusserungen nicht so sehr an die Strömungen in Deutschland dachte, sondern die antisemitische Stimmung in der Schweiz meinte, die von der Schächtverbotsinitiative (1893) ausging<sup>29</sup>. Die Wortwahl Hoffmanns legt Zeugnis von

<sup>28</sup> Gründungsprotokoll der «Kommission für jüdische Volkskunde» in Basel. 7. März 1917. Nachlass E. Hoffmann-Krayer, Institut für Schweizerische Volkskunde, Basel.

<sup>29</sup> Nadia Guth Biasini, Die Israelitische Gemeinde in Basel, in: Der Erste Zionistenkongress von 1887. Ursachen, Bedeutung, Aktualität. Heiko Haumann (Hg.), Basel u.a. 1997, S. 181–184 S. 184.

der völkischen Stimmung jener Zeit ab. Die Begriffe «Stammeseigenheit» oder «Stammwesen» scheinen niemanden gestört zu haben.

Hoffmann bezog sich an der Gründungssitzung der «Kommission für jüdische Volkskunde» direkt auf die «Gesellschaft für jüdische Volkskunde» in Hamburg. Verwandtschaftliche Beziehungen<sup>30</sup> eines Kommissionsmitgliedes knüpften die Kontakte nach Hamburg. Hoffmann-Krayer kannte die dortige Judaica-Sammlung, besuchte er doch 1914 das neue Museum für Völkerkunde<sup>31</sup>. Der Sammlungsauftrag der Basler Kommission von 1919 lehnte sich eng an denjenigen von Hamburg an. So machten es sich auch die Basler zum Ziel, nicht nur eine Sammlung aufzubauen, die sie erforschen wollten. Es sollte auch ein Mitteilungsorgan und eine jüdische volkskundliche Bibliothek geben<sup>32</sup>.

Der Basler Aufruf betont im Gegensatz zu Hoffmanns Ausführungen an der Gründungsversammlung die Wichtigkeit einer Judaica-Sammlung mit dem Argument der bedrohten Kultur und nimmt somit auf die Zielsetzungen ausländischer Judaica-Sammlungen Bezug:

«Mit dem allg. Aufschwung volkskundlicher Bestrebungen hat auch der Wille zur Erforschung jüdischen Volkstums und jüdischer Eigenart Leben gewonnen, musste es doch für jeden kulturgeschichtlich Denkenden von vornherein klar sein, dass das alte Volk der Bibel mit seinem pietätvollen Sinn für das Überlieferte gar manches aus dem reichen Schatz seiner Kultur bis in die Neuzeit hinein bewahrt haben werde. Andererseits darf man sich nicht verhehlen, dass die moderne Zivilisation mit ihrem mehr auf Ausgleich der Völker hinarbeitenden Kräften täglich

<sup>30</sup> Jules Dreyfus-Brodsky war über seine Frau mit den Rosenbergs in Hamburg verwandt.

<sup>31</sup> Guggenheim-Grünberg (wie Anm. 8), S. 133.

<sup>32</sup> Broschüre (nicht datiert) nach 1919, S.1. Nachlass E. Hoffmann-Krayer, Institut für Schweiz. Volkskunde, Basel.

Hanns Bächtold schrieb verschiedene gleichgesinnte Gesellschaften an, mit der Bitte, ihm Sammlungsaufträge und andere Organisationsmaterialien zukommen zu lassen, damit man in Basel eine professionelle Grundlage habe. Bächtold berichtet, dass er bereits mit dem Präsidenten Rabbiner Dr. A. Loewenthal der Gesellschaft für jüdische Volkskunde in Hamburg, sowie «ihrem Gründer, Herrn Rabbiner Dr. M. Grunwald in Wien, Beziehungen angeknüpft, und von beiden freudige Zustimmungserklärungen für unser Unternehmen erhalten (...). Sie haben auch die von der «Gesellschaft für jüdische Volkskunde» in Hamburg herausgegebenen Aufrufe und Fragebogen eingesandt, aus denen die Organisation und das Arbeitsprogramm ersichtlich sind.» Sitzungsprotokoll, Kommission für jüdische Volkskunde, 7. 3. 1917. Nachlass E. Hoffmann-Krayer, Institut für Schweiz. Volkskunde, Basel.

neue und immer zahlreichere Opfer an eigenartigen Bräuchen und Anschauungen fordert. Man hat daher die dringende Notwendigkeit erkannt, auch im Judentum dieses wertvolle alte Kulturgut zu sammeln, bevor es dem Untergange und so der völligen Vergessenheit anheimfalle.»

Das jüdische Volk sei wegen seiner Jahrtausende alten Tradition von speziellem volkskundlichen Interesse. Es gelte sein Brauchtum zu sammeln und zu erforschen, solange es noch vorhanden sei. Die Emanzipation habe zu einer akkulturierten jüdischen Gesellschaft geführt, die ihr sehr altes Kulturerbe vernachlässige, wird hier ganz im Sinne der Initianten einer jüdischen Abteilung am Landesmuseum argumentiert. Hoffmann äusserte sich in einem Vortrag von 1924 noch deutlicher zu den Folgen der Assimilation und forderte die jüdische Bevölkerung auf, selbstbewusst zur ihrer Tradition zu stehen:

«Gebt kund von eurem Volkstum, vom Schatz eurer Religion, eurer Überlieferung! (...) Aber dazu gehört, dass ihr euer Volkstum, eure Kultur bejaht, dass ihr keine Camouflage treibt, mit einem Bein im Judentum und mit dem andern im Christentum steht! Ein westeuropäisches Halbjudentum, das seinen Ursprung verleugnet, sein Gesicht hinter einer nichtssagenden Maske versteckt, ist nichts, was Forscher, den Menschenfreund verlocken mag, in die Arena zu treten und dem Spott und dem Hass Trotz zu bieten. Wenn die Kenntnis jüdischer Kultur zu den Geistern dringt, wird auch die Überzeugung des Wertes ihrer Träger in die Herzen eingehen.»<sup>33</sup>

Hoffmanns Äusserungen sind insofern problematisch, als sie die Integration der jüdischen Bevölkerung als Zeichen des Zerfalls werten und so etwas wie ein «richtiges» Judentum reklamieren. Die Aufforderung, die eigene jüdische Kultur als wertvoll und gleichwertig zu betrachten, ist indes nicht zu überhören. Hoffmann vertrat hiermit die Ansicht, die Forscher würden sich nur dann für die jüdische Kultur engagieren, wenn die Juden selbst zu dieser stünden. Die Wertschätzung der jüdischen Kultur und Tradition würde die Wertschätzung der jüdischen Menschen zur Folge haben, dozierte er idealistisch.

Das Basler Sammlungskonzept wollte er gegenüber derjenigen von Hamburg regional abgrenzen und Gegenstände zu jüdischem

<sup>33</sup> Eduard Hoffmann-Krayer, «Vortrag über jüdische Volkskunde im Bernoullianum» Basel, 9. 10. 1924. Nachlass E. Hoffmann-Krayer, Institut für Schweizer Volkskunde, Basel.



Brauchtum aus Süddeutschland, dem Elsass und der Schweiz sammeln. Speziell wollte man sich den sprachlichen Überlieferungen annehmen:

«Es soll in erster Linie gesammelt werden die rein volksmässigen Überlieferungen, wie Sagen, Märchen und volkstümliche Anschauungen (über Zauber, Dämonen, Schutz vor Übel etc.) und sprachliche Beobachtungen. Hand in Hand mit diesen Traditionen wird das Sammeln von konkreten Gegenständen zu gehen haben, für deren Aufstellung das «Museum für Völkerkunde» zu Basel bereitwillig Raum zur Verfügung gestellt hat. Endlich ist die Anlage einer Bibliothek für jüdische Volkskunde in Aussicht genommen, die der Bearbeitung des gesammelten Materials dienen soll. Zur wirksamen Ausgestaltung dieses unseres Unternehmens bedürfen wir der regen Mitarbeit aller Freunde und Kenner jüdischen Volkstums, insbesondere derjenigen, die sich ein treues Gedächtnis für alte, dem Untergange geweihte Bräuche und Überlieferungen bewahrt haben. Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, dass jede, auch die kleinste und vereinzeltste, scheinbar unbedeutende Aufzeichnung von Wert für uns ist, und dass wir auch für Zusage oder Angabe von Drucksachen über jüdische Volkskunde und endlich von altertümlichen Gegenständen stets dankbar sind.»<sup>34</sup>

Dass sich die Basler auf das Sammeln sprachlicher Zeugnisse konzentrierten, ist damit zu erklären, dass Hoffmann in erster Linie Sprachwissenschaftler war und als einer der Ersten in der Schweiz Mundartforschung betrieb. Sein Interesse galt deshalb besonders der jüdischen Sprache und der jüdischen Volksdichtung. Immerhin sollten auch «konkrete Gegenstände» gesammelt werden, die volkstümliche Gepflogenheiten veranschaulichten. Schaut man sich die Inventarkarten der Gegenstände an, die Hoffmann zusammentrug, so fällt auf, dass er Objekte aus allen Bereichen des jüdischen Lebens sammelte. Den Begriff «Judaica» verwendete er allerdings noch nicht, sondern inventarisierte unter dem Stichwort «Juden». Die rund vierhundert Objekte der Basler Sammlung sind vorwiegend Geschenke der Kommissionsmitglieder. Hoffmann-Krayer spendete davon einige selbst. Die Schweizerische israelitische Emanzipationsstiftung und der Fond für jüdische Volkskunde ermöglichten die Ankäufe weiterer Objekte. Die Emanzipationsstiftung bezahlte zudem einen Beitrag, damit die Judaica ausgestellt werden konnten<sup>35</sup>. Die Tatsache, dass das Basler Völkerkundemuseum «bereitwillig

<sup>34</sup> Broschüre (nicht datiert) nach 1919, S.1/2. Nachlass E. Hoffmann-Krayer, Institut für Schweiz. Volkskunde, Basel.

<sup>35</sup> Kahn (wie Anm. 8), S. 7.

Raum zur Verfügung gestellt hat», zeigt, dass das öffentliche Ausstellen jüdischer Kultgegenstände in Basel selbstverständlich war<sup>36</sup>. Im Jahresbericht des Völkerkundemuseums von 1917 berichtete Hoffmann, wo die kleine jüdische Abteilung zu finden war:

«Durch die Türe in die eigentlichen Ausstellungsräume eintretend, gelangen wir zunächst in den Nordraum, der die Gruppen Volksbrauch und Spiel, nebst volkstümlichen Musikinstrumenten und Waffen enthält. An den Volksbrauch anschliessend, folgen im Hauptraum die religiöse Volkskunde, der Aberglaube und die Volksmedizin; ein besonderes Glaspult ist der jüdischen Kultur gewidmet. An den gegenüberliegenden Wänden ist das volkskundliche Bildwerk angebracht, (...)»<sup>37</sup>.

Die Mitglieder der «Kommission für jüdische Volkskunde» setzten sich allerdings nicht in dem Masse ein, wie es Eduard Hoffmann-Krayer erwartete hatte. Den Protokollen ist zu entnehmen, dass sehr selten Sitzungen abgehalten wurden. In den wenigen Zusammenkünften ging es hauptsächlich darum, wie das Geld zu beschaffen sei, um den wissenschaftlichen Mitarbeiter Immanuel Olsvanger<sup>38</sup> zu bezahlen. Auch waren die Druckkosten seiner Publikation<sup>39</sup>

<sup>36</sup> Das Völkerkunde Museum war insofern ein harmloser Ort, als dort jüdische Kultobjekte unter vielen andern volkskundlichen Objekte ausgestellt waren und nicht «der hohen Kultur» angehörten. Es scheint mir, dass diese volkskundlichen Objekten mit Kevin Moores Ausdruck «spurious artefact» charakterisiert werden können. Hingegen bezeichnet Moore die Objekte, die als Kunstwerke eingestuft werden, als «authentic masterpiece». In: *Museum and popular Culture*, London, Washington 1997, S. 3. Gerade an den Judaica-Sammlungen lässt sich, wie zuvor gezeigt wurde, der Aufwertungsprozess von «spurious artefact» zu «authentic masterpiece» verfolgen.

<sup>37</sup> Europa. Bericht des Vorstehers, Prof. Dr. Ed. Hoffmann-Krayer. Jahresbericht 1917 des Museums für Völkerkunde in Basel, Basel 1918, S. 22.

<sup>38</sup> Guggenheim-Grünberg (wie Anm. 8), S. 136: «Von Anfang an erachtete man die Zuziehung eines mit dem jüdischen Schrifttum und dem Ostjudentum vertrauten jüdischen Gelehrten als unerlässlich. Man fand einen solchen in Dr. Immanuel Olsvanger, einem russischen Philologen, der in Bern studiert hatte. Er leistete – gegen ein ganz geringes Entgelt – in den Jahren 1917 – 1919 der Kommission unschätzbare Dienste als eifriger Sammler und Bearbeiter jüdischer volkstümlicher Überlieferungen, (...). Seine Gewährsleute waren in der Schweiz wohnende Kaufleute aus Russland und Galizien, daneben jüdische Flüchtlinge aus Jerusalem, die auf ihrer Reise nach Amerika sich einige Wochen in der Schweiz aufhielten.» Die Tatsache, dass Olsvanger für die Kommission arbeitete, erklärt, warum viele Kultgegenstände aus Osteuropa in die Sammlung gelangten.

<sup>39</sup> Immanuel Olsvanger, *Aus der Volksliteratur der Ostjuden; Schwänke, Erzählungen, Volkslieder und Rätsel*, Basel 1919. Das Buch fand später doch Absatz und wurde 1931 unter dem Titel «Rosinkess und Mandeln» in zweiter, überarbeiteter Auflage herausgegeben.

zu begleichen. Sie blieb die einzige, welche die Basler Kommission herausgab. Geld zu beschaffen erachtete Hoffmann als die Aufgabe seiner Mitstreiter. Nachdem diese, trotz seiner Rücktrittsdrohungen, in ihrer Untätigkeit verharren, machte Hoffmann ernst und legte das Amt des Präsidenten nieder. Im Schreiben vom 8. Mai 1922 brachte er seine Enttäuschung unverblümt zum Ausdruck:

«Dieser völligen Untätigkeit als Präsident zusehen zu müssen und nichts für das schöne Unternehmen, das mir am Herz gelegen war, tun zu können, war mir überaus peinlich, (...). Schon damals (19. April 1921) richtete ich meine Demission schriftlich an die Herren Dr. Arnstein und Dreyfus-Brodsky; tags darauf fand eine Besprechung mit den Herren Dr. Arnstein und Marx statt, in welcher mir zugesagt wurde, dass die Rechnung mit Krebs ins Reine gebracht werde und die Enquete<sup>40</sup> gefördert werde. Da beides unterblieb, habe ich in der Sitzung vom 15. Dez. 1921 meinen Rücktritt erklärt.»<sup>41</sup>

Da weitere Protokolle fehlen, ist anzunehmen, dass sich die Kommission auflöste. Die ehemaligen Kommissionsmitglieder bezahlten Neuerwerbungen allerdings auch weiterhin, wie die Inventarkarten belegen. Hoffmann setzte sich seinerseits bis zu seinem Tode 1936 für die jüdische Volkskunde ein. Sein Verdienst war es, dass die Basler Judaica-Sammlung kontinuierlich auf 150 Objekte anwuchs und bei seinem Tod ein Drittel der Grösse der Hamburger Sammlung aufwies. Darunter befanden sich viele Objekte aus der Schweiz und Osteuropa, die jüdische Flüchtlinge in die Schweiz brachten. Die wissenschaftliche Forschung aber, die Hoffmann bei der Gründung der «Kommission für jüdische Volkskunde» so vehement gefordert hatte, wurde abgesehen von der erwähnten Publikation nicht betrieben. Die letzten dreissig Objekte der Sammlung wurden 1933 bei Julius Carlebach<sup>42</sup> in Berlin angekauft. Dass die Sammlung danach nicht mehr grösser wurde, hing nicht nur mit Hoffmann-Krayers Erkrankung sondern auch mit der politischen Situation vor dem zweiten Weltkrieg zusammen. Bereits 1933 kamen jüdische Flüchtlinge bedingt durch Hitlers Machtergreifung aus Deutschland

<sup>40</sup> Gemeint ist das Tätigwerden in Sachen Geldbeschaffung.

<sup>41</sup> Brief von Hoffmann-Krayer an die Mitglieder der «Kommission für jüdische Volkskunde». 8. Mai 1922. Nachlass E. Hoffmann-Krayer, Institut für Schweiz. Volkskunde, Basel.

<sup>42</sup> Siehe zu Julius Carlebach: Katharina Rauschenberger, Jüdische Tradition im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Zur Geschichte des jüdischen Museumswesens in Deutschland, Hannover 2002 (Forschung zur Geschichte der Juden. Abteilung A: Abhandlungen Bd. 16), S. 248, 259, 260, 261.

nach Basel. Es ist verständlich, dass die jüdischen Herren, welche Hoffmann unterstützten, andere Sorgen hatten, als sich um den weiteren Ausbau der Sammlung zu kümmern.

Die von Hoffmann in der Abteilung Europa eingerichteten Vitrinen zur jüdischen Kultur blieben sicher bis 1938 bestehen. Wann die ausgestellten Judaica aus der Öffentlichkeit verschwanden, konnte nicht schlüssig geklärt werden. Ludwig Kahn zufolge wurden die Objekte 1939 abgeräumt. Florence Guggenheim-Grünberg hingegen vertritt die Auffassung, die Gegenstände in den beiden Vitrinen seien bis 1950 ausgestellt gewesen. Die Basler Sammlung überstand jedenfalls den Krieg unbeschädigt und geriet danach in Vergessenheit.

### *3. Archiv für jüdische Geschichte und Kunst 1949–57 in Zürich*

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam den Juden in der Schweiz eine besondere Rolle in Europa zu. Während in den Nachbarländern die jüdische Bevölkerung nahezu vollständig ausgelöscht und ihre Institutionen zerstört worden waren, blieb die geistige und materielle Kultur der Schweizer Juden erhalten.

In Zürich wurde 1949 das «Archiv für jüdische Geschichte und Kunst in der Schweiz» als Teil der Kulturkommission der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich (ICZ) gegründet. Ihm gehörten jüdische Herren an, die mehrheitlich auch in der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich (ICZ) und im Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund (SIG) aktiv waren. Die besondere Situation der Schweizer Juden auferlege – so die Argumentation der Initianten des «Archivs für jüdische Geschichte und Kunst» in Zürich – diesen die Pflicht, jüdische Kultur und Geschichte materiell zu sichern, um die Kontinuität des jüdischen Lebens und der jüdischen Tradition angesichts deren Zerstörung in Europa zu sichern:

«Nahezu die gesamte Sachkultur des europäischen Judentums mit ihren Museen, Privatsammlungen und Archiven ist durch die furchtbaren Ereignisse der jüngsten Vergangenheit vernichtet worden. Die kleine Insel des schweizerischen Judentums ist inmitten der Verwüstung als einzige von allen europäischen Judenschaften deutscher, französischer und italienischer Sprache nicht aus ihrem historischen Boden gerissen und nicht beeinträchtigt worden. Damit hat das schweizerische Judentum unversehens eine grössere Bedeutung im Rahmen der jüdischen Gesamtheit gewonnen, als es sie je zuvor besass. Stärker ruht auf ihm (d.h. dem schweizerischen Judentum) die Aufgabe, die ununterbrochene Kette des jüdischen geschichtlichen Bewusstseins nicht abbrechen zu

lassen. Doch zeigt sich hier, dass wir, unserer verhältnismässig späten Emanzipation entsprechend, mit der Ausbildung der notwendigen kulturellen Organe im Rückstand sind.»<sup>43</sup>

Von der Judaica-Sammlung am Basler Museum für Völkerkunde wusste das Archiv nichts, weshalb es seine Arbeit als umso dringlicher betrachtete. Die Idee, ein Archiv und ein «zentrales jüdisches Museums in der Schweiz»<sup>44</sup> aufzubauen, wurde durch ähnliche Projekte im Ausland angeregt: «In Israel, aber auch in den Vereinigten Staaten und in vielen anderen Zentren der überlebenden Juden wird heute der Historiographie wie der Sachkultur die grösste Aufmerksamkeit geschenkt.»<sup>45</sup> Aus dem Sammlungsaufwurf geht hervor, dass eine Mehrheit der Schweizer Juden zunächst von der Notwendigkeit einer solchen Institution überzeugt werden musste. Die Initianten argumentierten ähnlich wie die Mitglieder der Gesellschaften für jüdische Volkskunde um die Jahrhundertwende: Es gelte, die Gegenstände und Dokumente einer vom Verschwinden bedrohten jüdischen Kultur der vergangenen Jahrhunderte zu sammeln und für die Zukunft zu erhalten. Neben Dingen aus der fernen Vergangenheit wollte das «Archiv für jüdische Geschichte und Kunst» auch Dokumente aus der Gegenwart sichern, um eine spätere Aufarbeitung der Geschichte des Zweiten Weltkrieges zu erleichtern:

«Ungesammelt und ungesichert verschwinden nicht nur die Materialien vergangener Jahrhunderte, sondern auch die Dokumente aus unserer eigenen Zeit. Bald schon wird niemand unanfechtbar darlegen können, was an Zeugnissen vom Untergang des deutschen Judentums zu uns gelangt ist und was an Hilfswerken zur Rettung seiner Reste von uns her hat getan werden können. Unschätzbare geschichtliches Material bleibt zerstreut und geht verloren. Aber auch die jüdische Kunst und das jüdische Kunsthandwerk sind in der Schweiz ohne öffentliche Heimat. Wem die Erhaltung und Pflege unserer kulturellen Werte keine blosser Phrase ist, der weiss, dass der Augenblick drängt, in der Schweiz eine Stätte zu gründen, an der jüdisches Kultur- und Geschichtsgut gewahrt und geordnet werden kann. (...) Endlich werden auch mit der nichtjüdischen Welt auf der objektiven Ebene der Forschung neue Kontakte entstehen und man wird diejenigen ernster nehmen, welche ihre eigene Vergangenheit geordnet zu bewahren und zu überliefern trachten.»<sup>46</sup>

<sup>43</sup> Aufruf zur Schaffung eines Archivs für Jüdische Geschichte und Kunst in Schweiz, Okt. 1949, S. 4. Archiv JMS.

<sup>44</sup> Denkschrift Dr. Mildenberg, 18. 1. 1949, S.4. Archiv JMS.

<sup>45</sup> Ebd.

<sup>46</sup> Aufruf zur Schaffung eines Archivs für Jüdische Geschichte und Kunst in Schweiz, Okt. 1949, S. 1/2. Archiv JMS.

In Zürich wollte man nicht nur Ethnographica und geschichtliche Dokumente sondern auch jüdische Kunst und jüdisches Kunsthandwerk sammeln. Das Archiv hatte ein anderes Verständnis von Ritualgegenständen als Hoffmann-Krayer. Wie Isaac Strauss oder das South Kensington Museum betrachtete man sie auch als ästhetisch künstlerische Schöpfungen. Sie sollten als Anschauungsmaterial die Kulturgeschichte der Juden bezeugen. Auf die Argumentation, dass das jüdische Volk der christlichen Umgebung erst dann ebenbürtig erscheine, wenn es seine Kultur wissenschaftlich bearbeitet vorzeigen könne, sind wir bereits im Zusammenhang mit den Sammlungen nach der Emanzipation im 19. Jahrhundert gestossen. Ein solcher Kulturstammbaum sollte nun in einem Museum in der Schweiz zugänglich sein und von nicht-jüdischen, aber vor allem von jüdischen Besuchern wahrgenommen werden:

«Unser Gewicht wird durch das bestimmt, was wir uns von dem Gute unserer Vorfahren bewusst zu eigen zu machen imstande sind. Ein noch so bescheidenes, aber beständig gefördertes Archiv, (...), ein noch so kleines Museum, wird vielfache und unerwartete Früchte tragen. Nicht nur unsere Religionsschulen werden davon Nutzen haben. Wir werden die Beziehung mit Juden verstärken können, die noch keiner unserer Gemeinden angehören, vielleicht weil sie der religiösen Kultur entfremdet sind und gerade durch eine Ausdehnung der Gemeindetätigkeit auf ausserkultische, kulturelle jüdische Zwecke für die jüdischen Gemeinden gewonnen werden könnten.»<sup>47</sup>

Das Museum in Zürich wollte ein Ort werden, wo die jüdische Einheit gebildet und gefestigt werden konnte. Gerade in einer Zeit, in der sich immer mehr Juden assimilierten, hofften die Zürcher wie es schon die Gründer der ersten Judaica Sammlungen taten, ein Museum oder ein Archiv könne die nicht mehr Gläubigen ans Judentum binden.

Ein zukünftiges Museum sollte aber auch die Beziehung zum neu gegründeten Staat Israel fördern. Veränderte seine Eigenstaatlichkeit doch die Lage aller Juden grundlegend und brachte sie in unmittelbaren Kontakt mit ihren jüdischen Wurzeln:

«Die Entstehung des Staates Israel hat eine solche Gründung nicht überflüssig, sondern erst recht notwendig werden lassen. Gerade unsere dortigen Gelehrten legen grösseren Wert als je auf die Wahrung jüdischen Kulturgutes in der Welt. (...) Wir werden in engeren Kontakt mit

<sup>47</sup> Ebd., S. 2.

dem Staat Israel auch auf diesem Gebiete treten, wie ihn dessen Wissenschaftler und Gelehrte suchen, die an allen in der Welt vorhandenen jüdischen Kulturwerken regsten Anteil nehmen, da sie auf diese so angewiesen sind, wie wir auf die ihrigen.»<sup>48</sup>

Das «Archiv für jüdische Geschichte und Kunst» veranstaltete in der Folge zwei Ausstellungen in den Räumen der Israelitischen Kultusgemeinde Zürich. 1951 wurde «Gewand und Schmuck der Thora» gezeigt und 1952 «Gegenstände der häuslichen Feier». Die Ausstellungen waren nur möglich, weil die Sammlung von Lazarus Burstein aus Lugano dem Archiv zur Verfügung stand. Beide waren sehr erfolgreich und erzielten die angestrebte Wirkung. In einem Rundschreiben von 1951 heisst es:

«Für die gläubigen Juden der verschiedenen Kultusgemeinden war die Besichtigung der schönen, zum Teil einzigartigen Kultgegenstände eine Herzenssache und eine Angelegenheit frommer Erhebung. Aber auch dem Kultus ferner stehende jüdische Kreise wurden von der instruktiven Ausstellung aus historischem und künstlerischem Interesse angezogen. (...) Lehrer und zahlreiche Pfarrer fanden in der Ausstellung Belehrung und Aufklärung. Mancher Irrtum liess sich bei der Beantwortung von Fragen richtig stellen und manches Vorurteil konnte bekämpft werden.»<sup>49</sup>

Als die Sammlung Burstein, wie dies der Sammler testamentarisch verfügt hatte, im Dezember 1954 ans Bezalel National Museum, das spätere Israel Museum, in Jerusalem überging, fehlten dem Archiv die Objekte, um weitere Ausstellungen zu veranstalten. Es wurde deshalb 1957 offiziell aufgelöst, mit der Begründung, dass es eben nicht gelungen sei, etwas Bleibendes aufzubauen. Wie 1922 in Basel konnten nicht genug jüdische Interessierte gefunden werden, die sich aktiv für den Aufbau des Archivs engagierten. Diese Tatsache macht noch einmal deutlich, dass der museale Umgang mit Objekten der eigenen Religion und Dokumenten der eigenen Geschichte dem Bedürfnis einzelner Persönlichkeiten entsprach, jedoch nicht in der weiteren jüdischen Bevölkerung verankert war.

Die Sammlung des Archivs umfasste nach dem Verlust von 1959 lediglich noch zwei Kultgegenstände (eine Beschneidungsgarnitur und eine Schabbatlampe), verschiedene Bücher, Fotomaterial und wenige Bilder. Alles wurde dem SIG aufbewahrt und 1966 dem Jüdischen Museum der Schweiz in Basel übergeben.

<sup>48</sup> Ebd., S. 1.

<sup>49</sup> Rundschreiben 25. 4. 1951, S. 2. Archiv JMS.

#### 4. Die Gründung des Jüdischen Museums der Schweiz 1966

Pünktlich zur 100. Wiederkehr der Emanzipation der Schweizer Juden öffnete 1966 das Jüdische Museum der Schweiz (JMS) seine Pforten. Während das «Archiv für jüdische Geschichte und Kunst» in Zürich ein sehr umfangreiches Projekt geplant hatte und schliesslich an der fehlenden Sammlung gescheitert war, konzentrierte sich das JMS von Anfang an auf jüdische Kultobjekte. Weil es auf Hoffmann-Krayers Judaica-Sammlung am Basler Museum für Völkerkunde<sup>50</sup> zurückgreifen konnte, besass es eine solide Grundlage.

Unmittelbarer Anlass für die Gründung eines schweizerischen jüdischen Museums war der Besuch einiger Mitglieder des Vereins *Espérance*<sup>51</sup> an der Kölner Ausstellung *Monumenta Judaica* von 1963/64. In Köln waren Leihgaben der Basler Judaica-Sammlung aus dem Völkerkunde Museum zu sehen, was den Schweizern erst wieder bewusst werden liess, welche Schätze zu Hause lagerten<sup>52</sup>. Schon kurz nach der Heimkehr beschlossen sie, die Gründung eines jüdischen Museums in der Schweiz aktiv anzugehen, wie aus einer Notiz im Tagesanzeiger von 1964 hervorgeht:

«Nunmehr hat auch die Geschäftsleitung des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes auf Antrag der Kulturkommission beschlossen, jüdisches Kulturgut in der Schweiz zu registrieren und abzuklären, ob genügend Material für eine museale Sammlung vorhanden ist. Das Projekt soll anlässlich der hundertsten Wiederkehr der Emanzipation der Schweizer Juden im Jahre 1966 verwirklicht werden. Die Bestandsaufnahme soll sich vor allem auf Gegenstände und Dokumente erstrecken, die sich auf die Geschichte und die Kultur der Juden in der Schweiz

<sup>50</sup> Ab 1944 nannte sich das Basler Völkerkundemuseum «Museum für Völkerkunde und Schweizerisches Museum für Volkskunde».

<sup>51</sup> Der Verein «*Espérance*» wurde 1864 als Beerdigungsgesellschaft von jüngeren jüdischen Männern elsässischer Herkunft in Basel gegründet. Diese Gesellschaft gab sich neben der Betreuung des Bestattungswesens auch gesellige Aufgaben, die in der Nachkriegszeit von anderen jüdischen Institutionen übernommen wurden. Der Verein «*Espérance*» setzte sich deshalb für die Gründung eines jüdischen Museums ein, weil er zu jener Zeit gerade auf der Suche nach einer neuen Aufgabe war.

<sup>52</sup> «Jüdische Museen, in welchen alte jüdische Kulturgüter gesammelt und jüdisches Brauchtum dargestellt worden sind, gab es in den verschiedensten europäischen Ländern bereits vor dem 1. Weltkrieg. Leider sind diese einst sehenswerten und vielbesuchten Museen Europas Opfer des 2. Weltkrieges geworden. Soweit Reste dieser Museen auffindbar waren, haben sie in der Ausstellung in Köln 1963/64 (*Monumenta Judaica*) Aufnahme gefunden.» Eröffnungsansprache von Myrtil Kahn, Vizepräsident des Israelitischen Gemeindebundes Basel, 12. 6. 1966. Archiv JMS.



beziehen. Das tägliche Leben, Ritualien, Bücher, Bilder, Familienpapiere, amtliche Schriftstücke, die mit Juden und Judentum in der Schweiz zu tun haben.»<sup>53</sup>

Erfolg hatte die Idee eines Museums vor allem deshalb, weil sich der Verein Espérance für das Projekt einsetzte. Bereits im Jahresbericht des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes von 1964 hiess es, dass die Voraussetzungen für ein solches Vorhaben geschaffen seien, da das Landesmuseum in Zürich und das Museum für Volkskunde in Basel bereit wären, ihre jüdischen Objekte dem neuen Museum als Dauerleihgabe zur Verfügung zu stellen<sup>54</sup>. Während der Planung des Museums schrieb Ludwig Kahn alle schweizerischen Museen an und bat sie, ihre Bestände auf jüdische Objekte zu überprüfen. Alle Museen kooperierten in vorbildlicher Weise. Das Historische Museum Bern gab einen Grossteil seiner Judaica heraus<sup>55</sup>, das Historische Museum Basel stellte dem neuen Museum 1970 seine Grabsteine des mittelalterlichen Judenfriedhofs in Basel zur Verfügung<sup>56</sup> und die Universitätsbibliothek Basel überliess dem Museum eine sephardische Torarolle und hebräische Drucke aus den Basler Offizinen.

In Zürich und Basel formierte sich je ein Personenkreis, welcher in echt föderalistischer Weise die Konzeption eines solchen Museums anging. Die Basler fanden schnell eine – wie sie meinten – für museale Zwecke geeignete Lokalität, eine Werkstatt in einem Hinterhaus an der Kornhausgasse 8, nahe der Synagoge und unweit vom mittelalterlichen und neuzeitlichen jüdischen Zentrum.

Als feststand, dass in Basel ein jüdisches Museum entstehen sollte, suchten Peter Wyler und Ludwig Kahn<sup>57</sup> nach Personen, die bereit und dazu geeignet waren, im Leitungsgremium des neuen Museums, genannt Fachausschuss, mitzuwirken. Bernhard Prijs<sup>58</sup> beriet das

<sup>53</sup> Tagesanzeiger 1.4. 64. Archiv JMS.

<sup>54</sup> Schweiz. Israel. Gemeindebund. Jahresbericht und Rechnungsablage für das Jahr 1964, S. 10f. Archiv JMS.

<sup>55</sup> Inventarnummer 4510 Grabsteinfragment, gefunden 1901 in Bern; Inventarnummer 2588 zwei sternförmige Hängelampen aus Bronze, 18. Jh.; Inventarnummer 17500 reich verzierter, in Rom ausgestelltter Heiratsvertrag sog. Ketubah aus dem Jahre 1751. Archiv JMS.

<sup>56</sup> Die Grabsteine stammen vom ersten jüdischen Friedhof in Basel (ca. 1220–1334).

<sup>57</sup> Peter Wyler war Metzger und Mitbesitzer der Liegenschaft an der Kornhausgasse 8. Ludwig Kahn unterhielt eine Weinhandlung. Beide hatten grösstes Interesse an jüdischer Tradition und Geschichte.

<sup>58</sup> Dr. Bernhard Prijs war Lektor am Institut für organische Chemie in Basel und hat die grundlegende Publikation «Die Basler hebräischen Drucke» (1492–1866), die sein Vater Josef Prijs vorbereitet hatte, 1964 herausgegeben.

Museum als orthodoxer Experte in religiösen Fragen. Herbert Cahn<sup>59</sup> und Katia Guth-Dreyfus<sup>60</sup>, die eher der säkularen jüdischen Seite angehörten, sorgten für den Aufbau und die Betreuung der Sammlung. Marcel Ségal, Antiquar in Basel wurde aus naheliegenden Gründen ebenfalls Mitglied des Fachausschusses. Als Herbert Cahn sich ausbedingte, die Ausstellung sei nach modernstem exographischem Standard zu gestalten, wurde Christoph Bernoulli<sup>61</sup>, der zuvor gerade die Ostasiatica-Sammlung des Musée Baur in Genf eingerichtet hatte, als Garant für eine zeitgemässe Präsentation in den Fachausschuss berufen. Robert Wildhaber nahm als Direktor des Schweizerischen Museums für Volkskunde in Basel, im Fachausschuss ebenfalls Einsitz, da die Mehrzahl der Objekte des neuen Museums dem «Museum für Völkerkunde und Museum für Schweizerische Volkskunde» (heute Museum der Kulturen) gehörte. Die personelle Zusammensetzung wurde sorgfältig ausgewählt, damit das Museum fachlich wie ideell ausgewogen geleitet werden konnte.

Zunächst musste der rechtliche Status des Museums definiert werden: Sollte das Museum eine Unterorganisation des SIG sein oder eine unabhängige Institution? Man beschloss, den «Verein für das Jüdische Museum der Schweiz» zu gründen, der das Museum unabhängig führen sollte. Der SIG und der Israelitische Gemeindebund Basel (IGB) sicherten finanzielle Unterstützung zu. Der SIG ist deshalb im Vorstand des «Vereins» mit einer Person vertreten. Auch wenn in der Eröffnungsrede darauf hingewiesen wurde, dass eine Unterstützung durch die öffentliche Hand willkommen sei<sup>62</sup>, ist

<sup>59</sup> Prof. Dr. Herbert Cahn, Archäologe, lange Zeit Teilhaber einer berühmten Münzhandlung und später Besitzer der «HAC» – Antiquitätenhandlung in Basel, Mitbegründer des Antikenmuseums in Basel.

<sup>60</sup> Dr. Katia Guth-Dreyfus, Kunsthistorikerin.

<sup>61</sup> Dr. Christoph Bernoulli, der Kunsthistoriker, Sammler, Kunsthändler und Nachfahre des grossen Mathematikers arbeitete u.a. als Berater von Privatsammlern und richtete neben der ostasiatischen Keramik-Sammlung Baur in Genf und dem JMS, das Antiken Museum und das Wildtsche Haus in Basel ein. «Die von ihm eingerichteten Museen sind Stätten, an denen wir gerne verweilen. Seine Räume, welchem Zweck sie auch immer dienen, laden ein zur Geselligkeit, zum Gespräch und, in ihrer seltenen Harmonie, vor allem zur Musik.» NZZ, 1.10.67 Christoph Bernoulli. Zum 70. Geburtstag. Archiv JMS.

<sup>62</sup> «Ich kann Ihnen sagen, dass wir diese Hilfe dringend, sehr dringend brauchen. Ich spreche hier die Hoffnung aus, dass sich auch die Basler Regierung sowie weitere Basler und schweizerische Stellen an unserem Werke beteiligen.» Ansprache von Werner Meyer, Präsident des «Vereins für das Jüdische Museum der Schweiz», anlässlich der Eröffnung des Jüdischen Museums der Schweiz. 12. 6. 1966. Archiv JMS.

sie bis heute nicht erfolgt. Die Zuwendung öffentlicher Gelder beschränkte sich auf wenige Ankaufskredite, die aus dem Lotteriefond oder dem freiwilligen Museumsverein stammten.

Die Wahl des Standortes Basel liess sich mehrfach begründen: In Basel befand sich im 13. Jahrhundert die erste jüdische Gemeinde auf dem Gebiet der heutigen Schweiz, im 16. Jahrhundert – initiiert durch Johannes Buxtorf (I) – wurden in Basel hebräische Forschungen betrieben und hebräische Bücher gedruckt. Zudem versammelte Theodor Herzl 1897 in Basel den ersten Zionistenkongress. Diese lokalen Besonderheiten spiegeln sich auch im Sammlungsgut und in der Dauerausstellung des heutigen Museums. Die Standortvorteile wurden im Vorfeld der Eröffnung des Museums immer wieder hervorhoben:

«Lieber Herr Dr. Meyer, Gerne werde ich – bei der Eröffnung des Jüdischen Museums (12.6.) eine kleine Übersicht (...) geben und gleichzeitig darauf hinweisen, dass hebräische Sprache und Literatur in Basel während Jahrhunderten gepflegt wurden, was die Wahl von Basel als Standort sinnvoll erscheinen lässt.»<sup>63</sup>

«Der Name der Humanistenstadt Basel hat bei den Juden der ganzen Welt einen guten Klang. Der erste Zionistenkongress vom 27. – 31. August 1897 fand in Basel statt. (...) Basel dürfte, nach all dem Gesagten, für die Begründung eines jüdischen Museums der Schweiz prädestiniert sein.»<sup>64</sup>

Das neue Jüdische Museum der Schweiz in Basel wurde innerhalb weniger Monate eingerichtet und schliesslich am 12. Juni 1966 eröffnet.

### *Sammlungsstrategie und Zielsetzung*

Die Sammlung jüdischer Kultgegenstände, die Hoffmann-Krayer für das Basler Völkerkundemuseum anlegte, bildete die Grundlage des Jüdischen Museums der Schweiz. Nicht nur das Entstehungsjahr des Museums verweist auf die ideelle Verwandtschaft mit den Judaica-Sammlungen nach der Emanzipation, sondern auch seine

<sup>63</sup> Brief von Dr. B. Prijs an Dr. W. Meyer, Wirtschaftsredaktor bei der Nationalzeitung und erster Präsident des Vereins für das Jüdische Museum der Schweiz, vom 22. 5 1966. Archiv JMS.

<sup>64</sup> Manuskript zur Geschichte der Juden in Basel. Datiert 26.4. 66. Archiv JMS.

Zielsetzung und Sammlungsstrategie: Das Museum sammelt vor allem jüdische Kultgegenstände aus der Schweiz unter volkskundlichem Aspekt, allerdings müssen die Objekte eine gewisse kunstwissenschaftliche Bedeutung haben, um in die Sammlung aufgenommen zu werden. Insofern hat das schweizerische Museum eine gewisse Nähe zu der Sammlung Heinrich Fraubergers oder der des Viktoria & Albert Museum in London. Heute umfasst die Sammlung rund 1570 Objekte.

### *Dauerausstellung*

Das Jüdische Museum der Schweiz bestand 1966 bei der Eröffnung aus zwei Räumen. In ihnen wurde die Dauerausstellung eingerichtet, das Ausstellungsgut entsprechend der inhaltlichen Konzeption von Bernhard Prijs in drei thematische Blöcke gegliedert<sup>65</sup>. Die drei Bereiche wurden und werden im Basler Museum mit den Begriffen «die Lehre», «das jüdische Jahr» und «das tägliche Leben» bezeichnet. Eine Wegleitung fasst die elementaren Informationen bezüglich des Ausstellungsguts für die Besucherinnen und Besucher zusammen. An zentraler Stelle des grösseren Museumsraumes ist der



*Abb. 2. Hauptraum Jüdisches Museum der Schweiz, 1966*

<sup>65</sup> Heinrich Frauberger, der als Erster versuchte, die jüdischen Kultgegenstände zu systematisieren, unterschied lediglich zwei Bereiche: 1. Kultusgegenstände für die Synagoge; II. Kultusgegenstände für das Haus.

Bereich der «Lehre» ausgestellt, da er das Zentrum der jüdischen Religion bildet. Hier sind u.a. Torarollen und Toraschmuck zu sehen. Die Feste des jüdischen Kalenders sowie der Schabbat als Wochenfeiertag werden in den übrigen Vitrinen dieses Raumes unter dem Stichwort das «jüdisches Jahr» gezeigt. Der Teil «das tägliche Leben», der das jüdische Leben von Geburt bis Tod umfasst, ist im kleineren Raum präsentiert. Hier gibt es Objekte wie eine Beschneidungsbank, ein Totenhemd oder ein Schächtmesser zu sehen. Ein Teil der Objekte konnte ihren Platz in den gut 35 Jahren beibehalten. Andere sind durch Neueingänge ersetzt worden. Die Vitrinen machen heute einen etwas überfüllten Eindruck, hat doch bei gleichgrosser Ausstellungsfläche die Sammlung um das sechsfache zugenommen. Seit 2001 verfügt das Museum über einen dritten Ausstellungsraum, welcher der jüdischen Hochzeit gewidmet ist.

Die Dreiteilung des Ausstellungsgutes ist in ähnlicher Form auch in anderen jüdischen Museen zur Beschreibung des Kultes anzutreffen<sup>66</sup>. Die Besonderheit des Jüdischen Museums der Schweiz liegt in der Entscheidung, das Judentum allgemein und überzeitlich darzustellen. Darin unterscheidet es sich konzeptuell von den meisten jüdischen Museen in Deutschland und Österreich, die in den letzten fünfzehn Jahren entstanden sind und eher einen historisch-kritisch Zugang haben<sup>67</sup>. Die Vorstellung vom Judentum als mehr den religiösen Gepflogenheiten als der Geschichte verpflichtet, entsprach jener der ethnologischen Sammlungen um 1900. Aus den Schriften Eduard Hoffmann-Krayers geht hervor, dass er von einem allgemeinen Begriff des Judentums ausging. Dass das Jüdische Museum der Schweiz von einem allgemeinen Judentum ausgeht, das nicht so sehr auf die Bandbreite des religiösen Lebens eingeht, hat auch mit dem Ort Basel und dem Entstehungsjahr zu tun. Die Jüdische Gemeinde

<sup>66</sup> Im Ausstellungskatalog «Judaica» des Berlin Museums von 1989 wird unter dem Obertitel «Das jüdische Jahr» die Zeitrechnung, der jüdische Kalender und die Feste im Verlaufe des Jahres beschrieben, wie dies das JMS unter dieser Überschrift tut. Unter dem Obertitel «das tägliche Leben» werden in der Wegleitung des JMS' die religiösen Pflichten und die von der Religion festgelegten Ereignisse im Leben des einzelnen Menschen, wie Beschneidung oder Eheschliessung beschrieben. In der erwähnten Publikation des Berlin Museums lautete die entsprechende Überschrift «Religion und Individuum». Im Museumsführer des Jüdischen Museums Frankfurt beschreibt man unter dem übergeordneten Titel «Jüdisches Leben – Jüdische Feste» die Bereiche, die in der Wegleitung des JMS mit «das jüdische Jahr» und «das tägliche Leben» überschrieben sind, wobei «die Lehre» unter «geistige Grundlagen» erscheint.

<sup>67</sup> Julius H. Schoeps, Aufklären, Gedenken und Erinnern. Zur Eröffnung des Jüdischen Museums in Wien, in: Hier hat Teitbaum gewohnt. Jüdisches Museum der Stadt Wien (Hg.), Wien 1993, S. 8.

in Basel ist eine Einheitsgemeinde<sup>68</sup>, die nach orthodoxen Grundsätzen geführt wird. Die Jahrtausende alten Traditionen zu wahren und zu praktizieren, ist ein zentrales Anliegen der Orthodoxie und entspricht eher einem überzeitlichen als einem historisch-kritischen Verständnis des Judentums. Nach dem Krieg war man auf jüdischer Seite darauf bedacht, sich einheitlich und geschlossen zu zeigen. Die Museumsgründer haben denn auch den identitätsstiftenden Aspekt der Besinnung auf eine einheitliche, überzeitliche Tradition hervorgehoben. Das Jüdische Museum der Schweiz war das erste Jüdische Museum nach 1945 im deutschsprachigen Raum. Als solches stellte es sich die Aufgabe, die Einheit, Kontinuität und Vitalität der jüdischen Tradition hervorzuheben, was nach den verheerenden Ereignissen des zweiten Weltkrieges ein sehr verständliches Anliegen war:

«Ein jüdisches Museum als Stätte der Besinnung auf die geistigen und kulturellen Werte, als Quelle der aus Jahrtausenden alten Tradition und Geschichte zu schöpfenden Kraft und als Ort der Verständigung mit dem Andersgläubigen ist eine vitale Notwendigkeit für die kleine Gemeinschaft der Schweizer Juden. (...) So spannt sich der Bogen des ausgestellten Gutes über die Geschichte des jüdischen Volkes bis in die unmittelbare Gegenwart zum fesselnden Eindruck einer Ganzheit – trotz der Ströme von Blut und Tränen, die man in dieser Ausstellung nur ahnt. (...) Tradition zu erhalten, sei die Aufgabe des neuen Museums. (...) Das Jüdische Museum der Schweiz hat einen guten Start genommen. Mögen es die Besucher verstehen, als was es gedacht ist: als ein Zeugnis für die ungebrochene Vitalität des Judentums.»<sup>69</sup>

<sup>68</sup> Im religiös-praktizierenden Judentum gibt es mehrere Ausrichtungen. Das orthodoxe, das konservative und das liberale Judentum gehören zu den verbreitetsten Strömungen. Alle drei berufen sich grundsätzlich auf die «Halacha», das jüdische Religionsgesetz. Die Unterschiede betreffen vor allem die Auslegung der Schriften und die Möglichkeiten von Anpassung beziehungsweise Änderungen der Gesetze und Bräuche im Bereich religiöser Observanz. Die Jahrtausende alten Traditionen zu wahren und zu praktizieren, ist ein zentrales Anliegen der Orthodoxie. Die Halacha gilt als Grundlage und ist unumstösslich. Die konservative Bewegung dagegen – sie ist im 19. Jahrhundert entstanden – erforscht Wege zur Adaption der Halacha an die Bedürfnisse der Gegenwart, ohne sich jedoch von den Kernaussagen des Religionsgesetzes abzuwenden. Gemeinsam ist dem orthodoxen und konservativen Judentum der Glaube an eine göttlich bestimmte Halacha. Im Unterschied dazu sieht die ebenfalls im 19. Jahrhundert entstandene liberale Bewegung das Judentum als göttlich inspirierte, jedoch menschlich konzipierte Religion. Gesetze und Bräuche werden verändert, das heisst der jeweiligen Zeit angepasst. In der Schweiz gibt es vorwiegend orthodox geführte Gemeinden, wozu auch die Einheitsgemeinden gehören. In Genf und Zürich existiert je eine liberale jüdische Gemeinde.

<sup>69</sup> Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz 17. 6. 1966. Archiv JMS.

Dass dieses Konzept aber gerade nach dem zweiten Weltkrieg eine Möglichkeit bot, das Selbstvertrauen der Jüdinnen und Juden zu stärken, wurde bereits vom Verfasser der Ausstellungsbesprechung in der Frankfurter Rundschau vom 27. Juli 1966 erkannt:

«Der Impuls, einen Hort jüdischen Denkens und Glaubens zu gründen, stand im Vordergrund (...). Die Leidensgeschichte der Juden, ihre Versuche, im gegenwärtigen Erdensein sich ihrer wechselvollen Vergangenheit und Berufung würdig zu erweisen, finden einen Niederschlag in den Objekten und Schriften dieser Sammlung.»

### *Ort der Aufklärung, Ort der Verständigung*

Wenn auch die Museumsgründer das Museum in erster Linie für innerjüdische Anliegen konzipierten, so war es ihnen doch wichtig, mit dem Museum einen Ort zu schaffen, wo die nicht-jüdische Bevölkerung das Judentum kennen lernen konnte. Der erste Präsident des «Vereins für das Jüdische Museum», Werner Meyer, betonte in seiner Eröffnungsrede von 1966:

«Wenn diese kleine Demonstration jüdischen Lebens und jüdischer Geschichte in der Schweiz aber ihren vollen Sinn und Zweck erreichen will, dann muss sie auch von unseren nicht-jüdischen Mitbürgern zur Kenntnis genommen werden. (...) Je früher der junge Mensch seinen Mitmenschen, dessen Gebräuche und Geschichte, kennen lernt, umso besser. (...) Deshalb wäre ich beispielsweise unserem Erziehungsminister sehr dankbar, wenn das von ihm geleitete Departement die Lehrer auf diese neue Möglichkeit, junge Menschen verschiedenen Glaubens einander näher zu bringen, aufmerksam machen würde. Einen ersten Erfolg dürfen wir bereits in unseren eigenen Reihen melden: Bei der Verwirklichung des Museums spielte die Religionszugehörigkeit, die Strenge der Ausübung überhaupt keine Rolle mehr. Alle – Juden, Christen und Heiden – spannten in gemeinsamer Anstrengung zusammen.»<sup>70</sup>

Auch die nicht-jüdische Seite erkannte, dass mit dem Museum eine Begegnungsstätte für verschiedene Glaubensgemeinschaften entstanden war. In den Basler Nachrichten vom 13. Juni 1966 heisst es von der Rede von Regierungsrat Arnold Schneider:

<sup>70</sup> Ansprach zur Eröffnung von Werner Meyer, 1. Präsident des «Vereins für das Jüdische Museum der Schweiz». Archiv JMS.

«Ein Volk, eine Stadt, eine Gemeinschaft, die sich auf Vergangenheit, Tradition und Eigenart besinnt, erklärte er, handle klug und zukunftsgläubig. Wer in der Geschichte verwurzelt ist, steht fest in der Gegenwart, und wer es versteht, Vergangenheit und Gegenwart harmonisch miteinander zu verbinden, ist am besten gerüstet, auch die Zukunft zu meistern. Regierungsrat Schneider gab dem Wunsch und der Hoffnung Ausdruck, das Museum möge für die jüdischen Besucher eine Stätte der Besinnung und der Freude, für alle andern aber auch eine Stätte der Verständigung werden.»

### *Ausstellungsästhetik*

Das Jüdische Museum der Schweiz wurde in der Presse bei der Eröffnung sehr gelobt. Dies vor allem wegen seiner expographischen Qualität. Aus den folgenden Zeitungsberichten geht hervor, warum seine Ausstellung als innovativ und dem Verständnis des Judentums als sehr förderlich betrachtet wurde:

«Judaica sind natürlich verschiedenorts (sic!) in unseren Museen vorgezeigt (oder gelagert), eingegliedert zumeist in die Sammlungen über Kult und Brauchtum. (...) Eine sachlich gehaltene Harmonie und Ausgewogenheit in der Verteilung und Zweckgliederung der ausgestellten Objekte schaffen eine ästhetische Impression, die den überwiegend von künstlerischem Wert mitbestimmten Ausstellungsgegenständen ein gefälliges Cachet verleiht, und den «Staub» des Musealen nicht aufkommen lässt. Eine angenehme Intimität und **geschmackvolle Unaufdringlichkeit** begleitet die Besucher beim Gang durch die Räume, die Tisch- und Wandvitrinen sind nach besten modernen Ausstellungsprinzipien erstellt.»<sup>71</sup>

«(...) gänzlich **unsentimentalen Einrichtung** (...). Manches Fest hat einen geschichtlichen Ursprung. Wem **alles Fremde einer anderen Religion bisher unheimlich war**, wird bei diesem kenntnisreichen, pietätvollen, gänzlich unsentimentalen Erklärungen der Sitten und Gebräuche des jüdischen Volkes unversehens ein tieferes Verständnis für das gewinnen, was ihm bislang geheimnisvoll erschien.»<sup>72</sup>

Das Hauptmerkmal von Christoph Bernoullis Ausstellungssprache ist die sachliche Präsentation der Objekte. Die Gegenstände sind nicht im Rahmen pseudorealer Settings inszeniert, sondern in Serien ausgestellt. Es sind immer mehrere Typen desselben Gegenstandes nebeneinander gestellt, so dass Stile und Epochen verglichen werden

<sup>71</sup> Basler Woche 15. 7. 1966. Archiv JMS.

<sup>72</sup> Frankfurter Rundschau 27. 7. 1966. Archiv JMS.



können. Bernouillis Ausstellungsverfahren erinnert sehr an Jean-Henri Rivières Gestaltungsprinzip im Musée d'art et traditions populaires in Paris. Es ist auch jenem der «Anglo-Jewish Historical Exhibition» verwandt, indem es die Gegenstände elegant und nüchtern präsentiert. Wie die ersten Rezensenten festgestellt haben, förderte diese Art der Präsentation die rationale Auseinandersetzung mit dem Judentum und wirkte dem weit verbreiteten Vorurteil entgegen, es sei verworren, dunkel oder irrational.

### *5. Das Jüdische Museum der Schweiz zwischen 1966 und 2003*

Das Jüdische Museum der Schweiz widmet seine Wechsellausstellungen kunst- und kulturgeschichtlichen Themen und steht in der Tradition der Sammlungen jüdischer Kultobjekte, die nach der Emanzipation entstanden mit der Absicht, die kulturellen Leistungen des Judentums zu zeigen. Die Vitalität und die positiven und schönen Aspekte des Judentums stehen im Vordergrund und die Verfolgungsgeschichte kommt nur am Rande vor. Kulturgeschichtliche Ausstellungen sind insofern angestrebt, als sie politisch nicht brisant sind und deshalb weder innerjüdische Konflikte noch antisemitische Reaktionen provozieren. Ein Jüdisches Museum ist auch in der Schweiz exponiert, gerade wegen der zeitweilig schwierigen politischen Lage in Israel.

Aus Sicht der Museumsleitung sind Kleinheit und Unauffälligkeit bewusst eingesetzte Strategien, um keinen Neid oder gar terroristische Anschläge herauszufordern.

Die räumliche und betriebliche Grösse des Museums in Basel ist – verglichen mit den neuen jüdischen Museen im Ausland – frappant klein. Während in Deutschland jüdische Museen kaum mehr Sammlungen jüdischer Kunstobjekte besitzen<sup>73</sup>, dafür die wenigen in grosszügigen Um- oder Neubauten präsentieren können, ist die im europäischen Vergleich erstklassige Sammlung des Jüdischen Museums der Schweiz auf sehr wenig Raum in versteckter Lage ausgestellt. Obwohl immer wieder Voten in Richtung Erweiterung oder finanzieller Sicherung im Fachausschuss, dem Leitungsgremium des Museums, vorgebracht wurden, die schliesslich zu einer bescheidenen Erweiterung führten, sind die räumlichen und finanziellen Möglichkeiten des Museums nach wie vor sehr eingeschränkt.

<sup>73</sup> Mit Ausnahmen natürlich. In Frankfurt lassen es die Mittel zu, dass die in der Nazizeit zerstörten oder verschollenen Judaica durch Objekte, die an Auktionen neu erworben werden, ersetzt werden.

*Schlussgedanke*

Die kanadische Museologin Reesa Greenberg hat gezeigt, dass die Unterschiede in der Konzeption verschiedener neuer jüdischer Museen auf nationale Narrative zurückzuführen sind<sup>74</sup>. Jüdische Museen seien immer geprägt von der Einordnung in ein nationales Projekt, was vor allem dadurch bestätigt werde, dass die wichtigsten europäischen jüdischen Museen von dem jeweiligen Staat finanziert werden. Die Beschäftigung mit dem Holocaust im Jüdischen Museum Paris sei der Versuch, von der Auseinandersetzung mit Rassismus und Fremdenfeindlichkeit abzulenken. Im Jüdischen Museum Wien sei die «underlying narrative structure» die Heiligung des Holocausts. Das Narrativ des jüdischen Museums in Amsterdam folge dem Mythos, demzufolge die Holländer keine Kollaborateure der Deutschen waren, was historisch schon längst widerlegt sei. Die jüdischen Museen der USA zeigen ebenfalls, dass der Umgang mit jüdischer Geschichte von nationalen Bedürfnissen der US-Gesellschaft geprägt ist. Die Idee, in Washington ein Holocaust-Museum einzurichten, wurde nicht von Überlebenden der Shoa vorgebracht und vorangetrieben, sondern vom Weissen Haus unter Präsident Jimmy Carter<sup>75</sup>. Dieses und andere Projekte hatten den Zweck, die jüdische Wählerschaft günstig zu stimmen. In New York waren es Lokalpolitiker und Immobilienhändler, die sich für ein Holocaust-Museum einsetzten. Die Leitung des Holocaust-Museums in Washington habe das Museum so präsentiert, dass es für die Nation zum moralischen Kompass im Umgang mit Minderheiten und Opfern wurde<sup>76</sup>.

Auch wenn sich das Jüdische Museum der Schweiz in Basel in vielem von den europäischen und amerikanischen jüdischen Museen unterscheidet, scheint es mir, dass die distinktiven Merkmale des schweizerischen Museums ebenfalls auf ein implizites nationales Narrativ verweisen. Indem sich das Jüdische Museum der Schweiz in der Öffentlichkeit bewusst zurückhält und keine politischen Ausstellungen veranstaltet, widerspiegelt es das erkennbare Bedürfnis, jüdische Themen insbesondere im Zusammenhang mit dem zweiten Weltkrieg weiterhin nicht stark in den Vordergrund zur rücken.

<sup>74</sup> Reesa Greenberg, *Jewish Museums and national narrative structure*. Vortrag vom 7. 10. 2001 im Rahmen des Workshops «Das Jüdische Museum Berlin» organisiert vom Ulmer Kunstverein.

<sup>75</sup> Peter Novick, *Nach dem Holocaust. Der Umgang mit dem Massenmord*, München 2001, S. 269.

<sup>76</sup> Ebd., S. 297.

Die Defensivhaltung des Museums ist aus der Erfahrung des Zweiten Weltkrieges durchaus verständlich. Auch wird die zurückhaltende Musealisierung von namhaften Philosophen wie Hermann Lübbe oder Henri-Pierre Jeudy durchaus verlangt:

«Denn das Erbe kann nur weiterleben, wenn es weiter lebt, weiter gelebt wird, nicht aber, wenn man es einfriert, ausstellt, bewahrt. (...) Von nun an gehorchen die Objekte den Gesetzen von Authentizität, Analogie, Kausalität, Aneinanderreihung, Logik, Ähnlichkeit, Materialität, Farbigkeit, Funktionalität, etc. Die Demonstrationsräume des Museums sind der Tod aller Kulturen, mehr noch, die Musealisierung basiert eigentlich auf dem Tod der Kulturen. Wenn etwas bereits tot ist, kann man es ganz leicht musealisieren. Und wenn es noch nicht tot ist, wird es spätestens im Moment seiner Musealisierung sterben.»<sup>77</sup>

In diesem Sinne ist die Zurückhaltung, die im Jüdischen Museum der Schweiz betrieben wird, vorbildlich, sichert sie doch die Qualität der Sammlung und lässt das Museum in einem angemessenen Verhältnis zur Grösse der jüdischen Bevölkerung der Schweiz stehen. In der Schweiz wird das jüdische Erbe nach wie vor gepflegt und weitergegeben, weshalb es keine überdimensionierten jüdischen Museen braucht, die Ersatz für nicht mehr vorhandenes jüdisches Leben leisten müssen. Dass ein Gegenstand im Museum ist, ist Zeichen dafür, dass er im Leben nicht mehr gebraucht wird: «(...) dass nämlich ein Kidduschbecher im Museum steht, dass der Sabbat im Museum stattfindet, bezeugt, dass die Vergangenheit, die er repräsentiert, nicht mehr Gegenwart und Zukunft sein wird.»<sup>78</sup>

Trotzdem möchte man dem Jüdischen Museum der Schweiz gelegentlich die Worte Eduard Hoffmann-Krayers zurufen, um es zu mehr Selbstbewusstsein und Mut aufzufordern:

«Gebt kund vom eurem Volkstum, vom Schatz eurer Religion, eurer Überlieferung!»

*Heidi Brunnschweiler Spoendlin  
Tellerweg 13  
4102 Binningen*

<sup>77</sup> Henri-Pierre Jeudy. Zitiert aus Eva Sturm, *Konservierte Welt. Museum und Musealisierung*, Berlin 1991, S. 91/94.

<sup>78</sup> Offe (wie Anm. 4), S. 233.